

# Feierabend

Unterhaltungs-Beilage der Sächsischen Volkszeitung

Nr. 43

Sonntag den 26. Oktober

1913

## Allerseelen

Nachd. berb.

Novembernebel lagern grau und düster,  
Geisterhaft und dicht auf Feld und Flur;  
Durch kahle Bäume geht es wie Geflüster,  
In Schmerz und Wehmut schauert die Natur.  
Versunken wehmutsvoll in stilles Sinnen  
Ich einsam wandre in der Toten Stadt;  
Hier schlummern, die geschieden sind von hinnen,  
Die schon des Todes Hand getroffen hat.  
Da liegen sie, gebettet sanft in Schlummer,  
Die Jugend und das Alter, arm und reich.  
Sie sind befreit von Erdenleid und Kummer,  
Und in der Erde Schoß sind alle gleich.  
Der Kinder Kreuze weiß und schimmernd ragen  
Gen Himmel, wo die Kleinen treu bewahrt  
Die Schar der Engel, die der Eltern Klagen  
Hersireuen, daß sich Schmerz mit Freude paart.  
Die teuren Eltern und die treuen Satten:  
Sie ruhen aus, in fähler Gruft vereint.  
Und alle ließ der Senienmann ermatten;  
Der Feind liegt friedlich neben seinem Feind.  
So reihet sich Grab an Grab in dichter Menge,  
Mein Auge mild und traurig sie begrüßt;  
Wem klein die Welt war, dem ist nicht zu enge  
Der dunkle Raum, der seinen Leib umschließt.  
Und aus den Grästen wenden sich die Hände  
In stummer Qual und flehentlich mir zu,  
Daß mein Gebet des Feuers Glut beende,  
Die Pein verwandle sich in ew'ge Ruh'.  
Ihr teuren Seelen, ruhet sanft im Frieden!  
O, seid getrost, ihr Armen, zaget nicht!  
Ich denke euer, die so früh geschieden,  
Und bete, daß euch leuchte ew'ges Licht.

Leo Alberti

## 24. Sonntag nach Pfingsten

Evangelium Die Heilung des Aussätzigen und des Knechtes des Hirtmannes. Matthäus 8, 1-13.

### Unsere Kranken.

„Ein armer Kranker!“ Wie inhaltsreich ist dieses Wort, wie wirkt es auf unser Mitgefühl und unsere Nahrung! Was ist denn ein Kranker? Ein Mensch, den ein offenes oder verborgenes Uebel langsam aufzehrt und dem oft von seinen Kräften nichts mehr übrig bleibt, als notwendig ist, um die Schmerzen seiner Krankheit zu empfinden. Wie Feuer glüht es ihm vielleicht in seinen Adern, in seinem Munde haben sich Galle und Essig angesetzt, so daß er geplagt wird, wenn er hungert und auch wenn er etwas genießt. Er ruft nach Labung und erzürnt sich doch über das, was man ihm darreicht; er begehrt nichts und seufzt doch darüber, daß man ihm nichts anbietet. Wie ein harter Fels ist ihm das Lager; die Finsternisse der Nacht machen ihm eine Stunde zur Ewigkeit und mit heißer Sehnsucht seufzt er nur um ein paar Minuten Schlaf als eine Erleichterung seines Übels. Das ist ein Kranker! Und nun lassen wir zu diesem Zustande noch Armut und Elend sich gesellen. Sieh da! Der Kranke verlangt eine Arznei, von der er gewiß weiß, daß sie ihm Linderung verschaffen würde; sie kostet auch nicht viel, aber ein trauriger Seufzer der Seinen sagt ihm statt aller Antwort, daß die Mittel dazu nicht da sind. Dort muß ein Kranker, um das geringe Labfal eines Trunkes frischen Wassers zu erhalten, die Zurückkunft des Gatten, eines

Kindes, abwarten, welche, außerhalb des Hauses beschäftigt um des dürftigen Unterhaltes willen, erst nach einem langen und mühevollen Tage zurückkehren werden. Dort wieder hat der bedauernswerte Kranke in seiner schrecklichen Lage nur eiserne Herzen um sich, die sein Seufzen mit Schmähworten erwidern, Menschen, die mit kaltem Blute die Schmerzen des Kranken verdoppeln. Armer, armer Kranker, wie bist du beklagenswert!

Aber schon hat das Uebel, welches den Körper des Kranken verzehrt, auch seine Seele gewaltsam ergriffen. Der Geist, ehemals voll Kraft und vielleicht auch voll Eigendünkel, liegt jetzt danieder, einem gebrochenen Bogen ähnlich, schwach und kraftlos. Gleich einem Wanderer, den Stürme und Wogen weit vom Ufer verschlagen haben, erblickt er nur noch verworren und in dunkler Ferne die Herrlichkeit einer Welt, welche, fliehend von ihm ihn noch gefesselt hält. Der Wunsch, noch länger zu leben, regt sich gar mächtig in ihm.

Und nun kommen gewisse Wahrheiten, die er ehemals von sich zu entfernen gewußt, und drängen sich ungestüm seinem Geiste auf und drücken ihn mehr nieder, als sie ihn rühren und trösten. Es stellt sich der Tod, der sonst wenig gefürchtete und fern geglaubte, jetzt mit all seinen Schrecken in fürchtbarer Nähe vor ihm auf und weist ihn mit drohender Gebärde auf das Grab hin, das sich vor ihm aufstut. Schon glaubt er das dumpfe Getöse der Pforten der Ewigkeit, die sich öffnen, zu vernehmen. Großer Gott! ruft er voll Entsetzen aus, sie fängt also für mich an, die fürchtbare Ewigkeit, und was habe ich getan, mich zu derselben vorzubereiten? Die Sünden, worüber er sich ehemals keinen Vorwurf gemacht, wachsen jetzt und werden riesengroß — wie ein Kriegsheer in Schlachtordnung stehen sie vor ihm da, er kennt sie alle. Ein nie gefühlter Schrecken ergreift ihn bei diesem Anblick, und als könnte er demselben ausweichen, wirft er sich auf die andere Seite, allein auch hier glaubt er eine Hand zu gewahren, die sein Verdammungs-urteil an die Wand schreibt. Vielleicht hört er das unterdrückte Schluchzen der Seinen, vielleicht sieht er eiskalte Gleichgültigkeit auf ihren Gesichtern; beides dient nur dazu, seine innere Unruhe zu vermehren; er seufzt, er betet, er schweigt, er redet, er hofft, er verzweifelt. Armer, armer Kranker!

Und es soll kein Verbrechen sein, seinen Mitmenschen in solchen Schmerzen sich allein zu überlassen? Wie? ich werde an seiner Wohnung vorübergehen, ich werde wissen, daß ein Blick von mir, daß ein Wort, daß vielleicht meine Gegenwart allein schon hinreichen wird, seinem Schmerze eine Linderung zu bereiten und seine Seele mit neuer Hoffnung zu beleben, und ich werde diesen Blick, dieses Wort, diesen Augenblick ihm verweigern? Und ich werde nicht fürchten das Gericht Gottes über die Unbarmherzigen? Und nicht einmal, so oft bist du vorübergegangen, etwa bei einem Freunde, bei Menschen des nämlichen Standes und der nämlichen Religion, bei einem Kranken, alten, treuen Dienstboten, bei dem Krankenlager eines allen Beistandes entbehrenden Familienvaters, ohne dein Herz dem Mitleid zu öffnen und die Hand der werktätigen Hilfe?



O, bei dem Andenken an den allbarmherzigen Gott, der uns das Mitleid ins Herz gepflanzt, nicht, damit wir es sterben lassen, sondern damit es lebe und Frucht bringe, laßt uns gern den Kranken unsere Barmherzigkeit erweisen durch Teilnahme und Pflege. Sie leiden gar sehr.

2. Sie schweben aber auch in großer Gefahr. Der Glaube lehrt uns, daß der Feind unseres Heiles, seine Anstrengungen, eine Seele ihrem Söpfer zu entreißen, in eben dem Maße verdoppelt, als der Augenblick näher kommt, wo ihr Schicksal für die Ewigkeit entschieden werden soll. Es sind ja die letzten, es sind für den bösen Feind besonders günstige Augenblicke. Da sucht er nun das so nötige Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit in der scheidenden Seele zu erschüttern. Er stellt ihr vor, daß es doch zu spät sein möchte, noch an ihrem Heil zu arbeiten. Er setzt ihr mit Heftigkeit zu, wirft sie von einer Bangigkeit in die andere und drängt sie immer mehr zu dem Abgrunde der Verzweiflung hin. Ein andermal erfüllt er sie mit einer höchst gefährlichen Vermessenheit, indem er die Menge und Abscheulichkeit ihrer Sünden vor ihren Augen zudeckt; oder aber, er wiegt sie in falsche Sicherheit, indem er sie glauben macht, es wäre noch zu früh, an ihr Seelenheil zu denken. Gerade davon, von der Sorge für die Seele, sucht er die Aufmerksamkeit abzuziehen und er macht die Umgebung des Kranken zu seinen Helfershelfern. Die Anverwandten, die Freunde, der Arzt, das Gesinde oder die Dienerschaft: Alles ist gleichsam mit der Sölle einverstanden, dem Kranken das Gefährliche seiner Lage zu verbergen. Unter dem scheinbaren Vorwande, den Kranken nicht aufzuregen, redet man von allem, nur von dem nicht, was allein von Wichtigkeit für ihn ist. Der Kranke wird indessen immer stiller, endlich erblaßt er, sein Auge schließt sich, der letzte Atemzug entflieht seinen Lippen — er ist nicht mehr. Er ist nicht mehr: bei diesem bestürzten Rufe der Umstehenden läuft alles im Hause herbei, die Verwirrung ist allgemein; jeder wiederholt tief bestürzt: er ist nicht mehr. Die Besonnensten unter ihnen greifen in Eile nach einem Buche und stammeln die vorgeschriebenen Gebete her. Sie rufen mit einer durch Schluchzen unterbrochenen Stimme: Eilet zu Hilfe, ihr Heiligen Gottes! Fahre hin, christliche Seele! — O, ihr Unseligen, es ist zu spät. Wozu sollen jetzt die Heiligen kommen? Sollen sie Zeugen sein eines unseligen Todes, eurer Herzlosigkeit? O, ihr treulosen Freunde! Vielleicht klagt schon jetzt die hingeschiedene Seele bei Gott: Gerechter Gott! räche mich an diesen Menschen ohne Erbarmung, die mich meiner Verblendung, die mich meinem Unglück preisgegeben haben! Ach, es ist, daß einem das Blut in den Adern stocken möchte!

Und wie werden sich jene sicher stellen gegen die Folgen so schrecklicher Verwünschungen? Sie waren zurzeit des Wohlseins vielleicht durch die innigsten Bande der Freundschaft mit dem jetzt Erkrankten verbunden. Ein Wort von ihnen hätte vielleicht mehr vermocht als die Verwandten oder der Priester. Und sie sind nicht gekommen, haben auch nicht ein Wort gesprochen, um eine mit dem Blute Jesu Christi erkaufte Seele zu retten! Armer, armer Kranker! O laßt uns mitleidig sein gegen die Kranken! Ihre Seelen schweben in großer Gefahr.

## Der Hochmut und die Barmherzigkeit

Stizze von Marie Wasserberg

Nachdruck verboten

Der Hochmut und die Barmherzigkeit stritten sich. „Geh,“ sagte geringschäßig der Hochmut, „du hast ausgespielt auf Erden, deine Zeit ist vorüber, und ich — ich allein schwinde siegreich das Zepter in deinem Reich!“

Die Barmherzigkeit schüttelte mit nachsichtigem Lächeln den feinen Kopf.

„So lange es noch arme Menschen auf der Welt gibt,“ antwortete sie milde, wirst du mich nicht verdrängen.“

„Ha, ha, arme Menschen!“ höhnte der Hochmut. „Du weißt wohl selbst nicht, wie es bei denen zugeht. Komm mit

mir, so wirst du sehen, daß alle, von denen du wähnst, sie seien dir ergeben, schon längst zu meiner Fahne schwören.“

Sie traten in ein prächtiges Haus, schritten geradenwegs in das Boudoir der Herrin herein, die im Begriff war, ein versiegeltes Schreiben zu öffnen. Nachdem sie einige Zeilen gelesen, reichte sie dasselbe mit triumphierender Miene ihrem Gatten hin.

„Das Hofmarschallamt teilt mir mit, daß ich nun doch die gelbe Bude erhalten habe. Ich würde mich im anderen Falle auch sicher von dem Basar zurückgezogen haben.“

„Das hättest du Ihrer Hoheit doch nicht bieten dürfen.“

„Pourquoi pas, denke nur, ich mit meinem brünetten Teint, ganz in lila! Unmöglich!“

„Die Sache wird mich wieder ein schönes Stück Geld kosten,“ meinte der Herr Gemahl, ein Gähnen unterdrückend.

Einige Häuser weiter — man war im Millionenviertel — trafen sie den Herrn des Hauses in einem prunkvollen Eßzimmer beim Frühstück.

„Hm, hm, wieder einmal Hochwasser!“, meinte er achselzuckend, nachdem er einen Blick in die Zeitung geworfen. „Da gehen schon wieder Sammelisten herum. Ich begreife gar nicht, weshalb sich die Leute immer wieder an solche gefährdeten Stellen niederlassen. Meine Besitzungen werden nie überschwemmt!“

Der Kommerzienratstitel gehörte noch zu den unerfüllten Wünschen des gnädigen Herrn, und so zeichnete er mit sauerlicher Miene zweitausend Mark.

„Betty, Sie?“ fragte nebenan erstaunt Madame, als statt der Jose das Hausmädchen ihr den Mantel umlegen wollte.

„Verzeihen, gnädige Frau, Anna hat sich soeben schwer am Finger verletzt.“

„Wie rücksichtslos!“ zürnte die Dame. „Sie weiß doch, welche Aversion ich gegen verbundene Finger habe.“

Das war das einzige Zeichen der Teilnahme, da die Gnädige Eile hatte. Mußte sie doch einer Vorstandssitzung des Vereins zur sittlichen Hebung der Dienstboten beiwohnen. Einige Schritte weiter steht vor einer mit herrlichen Anlagen umgebenen Villa ein elend aussehender Mensch, Einlaß begehrend. Der Sumac sieht ihm aus den Augen, den fadenförmigen Noß über der eingesunkenen Brust fest zugeknöpft, so wartet er, bis der Herr Lakai den armen Künstler einläßt. Er durfte zu den inneren Gemächern vordringen. Vorbei war der Hunger, das Elend, die Kälte. Voll Herablassung neigte der glückliche Besitzer all dieser Bracht ihm sein huldreiches Ohr. Begann sich doch der Großherzog für anstrebende Talente zu interessieren und man konnte nicht wissen, ob vielleicht auf diesem Wege das heißersehnte Bändchen ins Knopfloch flog.

„Nun,“ fragte aufgeblasen der Hochmut, „siehst du ein, wie recht ich hatte, oder muß ich dich noch weiter durch dein Reich führen?“

„Mein Reich?“ erstaunte die Barmherzigkeit. „Wir haben doch die ganze Zeit das deine durchschritten! Nun komme mit mir!“

Und sie führte ihn weit hinaus. Vorbei an prächtigen Häusern, über hellerleuchtete Plätze, vorüber an eleganten Klubs, durch berühmte vornehme Straßen. Doch nirgends machte sie Halt. Endlich, sie waren lange, lange gegangen, kamen sie über holpriges Pflaster in enge Gäßchen, denen rauchgeschwärzte, hochaufragende Häuser Licht und Luft nahmen. Zerbrochene, mit Papier verklebte Scheiben, schiefhängende Läden, die im Winde knarrten, fanden sie hier. Ausgetretene Treppenstufen, auf denen blaugefrorene Kinder kauerten, bei deren Anblick der Hochmut erschauerte. Doch die Barmherzigkeit nahm ihn mit ruhiger Bestimmtheit an die Hand und führte ihn in eines der Häuser. In einer Kellertwohnung stöhnte auf ärmlichem Lager ein Mann. Von Schmerz gepeinigt, hörte er doch auf die Trostesworte einer alten Frau, die ihm liebevoll einen Löffel Suppe nach dem anderen einzusüßen versuchte. Ob-



wohl selbst von der Gicht geplagt, war sie aus dem Nachbarhause herübergekommen, um ihm zu helfen. Nun bettete sie ihn und versprach, am Abend wiederzukommen.

Einige Schritte weiter in einer ärmlichen Hütte saß die Familie um einen wurmstichigen Tisch, sich an Kartoffeln und Dickmilch gütlich tuend.

„Mein Gott, zehn Kinder!“ rümpfte der Hochmut die Nase.

„Nur sechs davon gehören ihnen,“ belehrte ihn seine Führerin. „Die anderen vier sind Nachbarskinder, denen sie ein Heim geben. Die Eltern sind den ganzen Tag auf der Arbeit, und so blieb den armen Geschöpfen nur die StraÙe.“

Es war Abend geworden. Hoch oben unter dem Dach sitzt gebückt eine Näherin. Die franke Brust wird von einem trockenen Husten erschüttert. Da bringt ihr die Frau aus dem unteren Stock eine Schale mit heißer Milch.

„Hier, trinken Sie, Klärchen,“ forderte sie freundlich auf, „das wird Ihnen gut tun, 's ist Honig drin.“

„Ich danke Ihnen, Frau Lieb. Wie kann ich Ihnen nur das alles gut machen?“ seufzte sie, indem sie mit Behagen die Milch schlürft.

„Haben Sie ja schon lange getan,“ lachte die junge Frau. „Wer hat mir denn meine paar Sachen zusammengeflickt, wenn mir von der ewigen Wäscherei die Hände nicht nach der Nadel standen? Jetzt aber legen Sie sich. Schluß heut!“

Morgens fünf Uhr.

„Karlchen, steh auf, 's ist Zeit. Eine Frau pocht an die Tür. Es ist die Plurnachbarin, die an Stelle von Karlchens Mutter die Brötchen zu den Kunden bringt. Diese liegt krank im Spital, und so hat die Nachbarin sich nicht nur der Kinder angenommen, sondern sorgt auch weiter für den Verdienst.“

Und weiter wandern die beiden hinein in den jungen Tag. Sie kommen an den Hafen. In diesem Augenblick betreten drei Monnen einen der großen Dampfer. Die Vorwarnigkeit deutet stumm auf sie. Fragend blickt der Hochmut auf.

„Sie fahren hinaus zu einem einsamen Eiland im Ozean, auf dem die Ausfätigen ihr schreckliches Dasein fristen. Jugend und Schönheit, Reichtum und Liebe werfen sie voller Begeisterung hin, um jenen Aermsten der Armen den Trost und die Hilfe zu bringen, nach der sie sich so unendlich sehnen.“

Da tat der Hochmut etwas, was er noch nie getan hatte: Er senkte beschämt das Haupt und schlich still von dannen.

## Zur Geschichte der Untertunnelung des englischen Kanals

Von Willy Roß, Hamburg

Nachdruck verboten

Der Plan, England durch eine Untertunnelung des Kanals in nähere Verbindung mit dem europäischen Kontinent zu bringen, beschäftigt seit einiger Zeit wieder lebhaft die öffentliche Meinung Großbritanniens und Frankreichs. Der Gedanke ist, wie Hennig im „Weltverkehr und Weltwirtschaft“ des näheren ausführt, schon recht alt. Zuerst tauchte der Plan im Jahre 1802 auf. Gleich nach dem Frieden von Amiens (27. März 1802) unterbreitete ein französischer Ingenieur Mathieu-Javier „sowohl dem Konsul Bonaparte wie dem berühmten englischen Staatsmann Fox Pläne zur Herstellung eines gewaltigen Tunnels zwischen beiden Ländern, eines Tunnels, der eine vor Stürmen und Meereswogen gesicherte Postverbindung im Verkehr der Länder untereinander“ ermöglichen sollte. Was diesen Plan aus den späteren besonders hervorhob, war die Absicht, den Tunnel bei der mitten im Kanal befindlichen Sandbank Barnes zu unterbrechen und hier, nachdem die Sandbank künstlich bis über den Meeresspiegel erhöht worden sei, eine Stadt mit Rettungshafen für gefährdete Schiffe

anzulegen. Das Projekt, das auf beiden Seiten großes Interesse erregte, scheiterte an den bald wieder auftauchenden Gegenfäden zwischen Frankreich und England, die schließlich zu erneutem Kriege und wirtschaftlichen Kämpfen führten.

Einige spätere Pläne waren mehr phantastische Spielereien, bis schließlich der Engländer W. Coppet 1843 mit einem neuen ernsthaften Projekt auftrat. Er wollte aneinandergeschweißte Metallröhren, die so groß sein sollten, daß sie Pferd und Wagen, sogar Eisenbahnzüge aufnehmen könnten, auf den Meeresgrund versenken. Aus Mangel an Interesse seitens der französischen Regierung schloß der Plan ein.

1865 nahm der Franzose Thomé de Gamond den Gedanken wieder auf. Er arbeitete genaue Pläne und Kostenanschläge aus, sowohl für einen Tunnel wie für eine Brücke und für Trajektverkehr. Diesmal zeigte Frankreich sich den Plänen geneigt, besonders Napoleon III. brachte dem Projekt großes Interesse entgegen, ebenso auch der Prinz-Gemahl in Großbritannien. Aber Lord Palmerston, Englands Premierminister, wollte nicht. Aus strategischen Gründen, die auch heute noch in England maßgebend sind, lehnte er den Tunnel und überhaupt jede nähere Verbindung mit dem europäischen Kontinent ab.

Trotzdem beschäftigte man sich auf beiden Seiten des Nermellkanals weiter mit der Idee. Auf englischer Seite wurden sogar in den Jahren 1865—67 Bohrungen vorgenommen und die Bodenverhältnisse eingehend studiert. Diese Studien brachten den vollen Beweis, daß die Ausführung des Tunnels technisch möglich sei. 1872 wurde auf Betreiben Sir Richard Grosvenors in England die „Channel Tunnel Company“ gegründet, die den Tunnel erbauen wollte und die sogar von dem englischen Parlament die Ermächtigung erhielt, den für den Tunnelbau erforderlichen Grund und Boden zu erwerben. Einige Jahre später trat auch eine französische Unternehmergeellschaft zusammen, die „Association du chemin de fer sous-marin entre la France et l'Angleterre“, die zwei Millionen Franken aufbrachte und in der Nähe von Sangatte einen Schacht baute und von dort einen Versuchsstollen 800 Meter weit vortrieb. Der französische Botschafter, der 1874 an die englische Regierung wegen des Tunnelbaues herangetreten war, hatte eine im allgemeinen zusagende Antwort bekommen. Alles schien in bester Ordnung, als 1876 das englische Oberhaus wider Erwarten die Genehmigung zum Tunnelbau versagte, trotzdem Gladstone die Regierungsvorlage warm befürwortete. Weitere Versuche, die englischen Lords der Tunnelidee geneigt zu machen, scheiterten. Schließlich ließ auch der Eifer der Regierung nach; ebenso wurde das große Publikum in England dem Plan abgeneigt, indem die von den „Times“ eifrig verfochtene Ansicht, daß durch den Tunnel Englands Unangreifbarkeit ernstlich gefährdet werde, immer mehr an Boden gewann. Einige Jahre dauerten die Versuche der beiderseitigen Gesellschaften, den Tunnelbau trotzdem zu erzwingen, noch fort. Sowohl in England, als auch in Frankreich waren schon die Tunnelköpfe geschaffen und rund 1800 Meter Tunnel gebaut, als Gladstone, dem Druck der öffentlichen Meinung nachgebend, 1882 die Weiterarbeit verbot. In Frankreich sah man schließlich die Nutzlosigkeit der Weiterarbeit ein und hielt ebenfalls mit dem Bauen auf.

Seit dieser Zeit ist die Diskussion über den Kanaltunnel nie ganz zur Ruhe gekommen. In der neuesten Zeit hatte sie wieder lebhaftere Form angenommen. Es schien fast, als ob die Engländer sich schließlich doch noch bekehren würden, bis vor einigen Wochen ein Artikel in den „Times“ erschien, der alle Hoffnungen der Franzosen zerschanden machte. Dies einflußreiche, mit der Regierung in enger Fühlung stehende Blatt erklärte, daß nach wie vor die strategischen Rücksichten unbedingt maßgebend für England seien; und diese ließen eine Untertunnelung des Kanals nicht zu. Damit dürfte das Tunnelprojekt wieder fürs erste abgetan sein.



## Dies und Das

Von dem verstorbenen P. Roh, S. J., dessen Witz und Schlagfertigkeit weit berühmt war, kursieren viele, teils wahre, teils ihm angedichtete Geschichten. Folgendes, dessen Wahrheit verbürgt wird, stammt aus P. Rohs letzten Lebensjahren. Bei einer Reise hatte er als Coupégenossen einen Marsjünger, der anscheinend noch das frische Offizierspatent in der Tasche hatte. Der Herr Leutnant sah mit erhabener Ueberlegenheit auf den einfachen Vater und schien nur darauf zu warten, seinen schneidigen Witz leuchten zu lassen. Im Laufe des Gesprächs fragte er den Vater: „Sie sind gewiß doch recht geistreich, Herr Vater; da können Sie mir auch wohl den Unterschied zwischen einem Franziskaner und einer Mettwurst nennen?“ — „Nein“, sagte P. Roh nach einigem Besinnen. Mit dem Lächeln der Ueberlegenheit antwortete der Offizier: „Ganz einfach: Ein Franziskaner ist nur einmal gebunden, eine Mettwurst zweimal“, und brach zur Selbstbelohnung in ein homerisches Lachen aus. „Dann gestatten Sie mir vielleicht, Herr Leutnant, auch Ihnen eine Scherzfrage zu stellen?“ — „Bitte sehr“, sagte der seine Lachtränen trocknende Offizier. „Kennen Sie denn den Unterschied zwischen einem Leutnant und einem Esel?“ fragte P. Roh. „Nein“, gab der Spasmacher kurz zur Antwort. „Ich auch nicht“, entgegnete der Vater. Wie man erzählt, soll es jetzt im Coupé stille geworden sein.

Die lebenden Webeschiffchen der Ameisen. Ueber die Gelehrsamkeit und Kunstfertigkeit der Ameise ist schon viel geschrieben und gestritten worden, gestritten insofern, als bei den offenbar oft wunderbaren Leistungen dieser Tiere es zweifelhaft bleibt, ob hier lediglich ein Instinkt oder eine Art Intellekt vorliegt. Diejenigen Gelehrten, welche die letztere Ansicht vertreten, können zu deren Unterstützung auf eine der allerseltzamsten Tätigkeiten außereuropäischer Ameisen hinweisen, nämlich solcher, welche Gespinste fertigen. Die in Europa lebenden Ameisen bauen sich bekanntlich ihre geräumigen Wohnungen, die „Ameisenhaufen“, aus kleinen zusammengetragenen Teilchen von Rinde, Holz, Blättern, sowie Steinchen zusammen; gewisse ausländische Ameisen dagegen bauen sich ein Nest aus Blättern, welche miteinander verwebt werden. Nun können aber die Ameisen nicht, wie z. B. die echten Spinnen, Webefäden aus ihrem Körper herausziehen, wohl aber besitzen ihre Larven Spinnindrüsen, deren an der Luft erhärtender Saft dazu dient, das Gespinnst zu liefern, in welchem sie sich einpuppen, um in demselben die Verwandlung zum vollkommenen Insekt durchzumachen. Solche in ihrem Gespinnst befindlichen Ameisenlarven oder „Ameisenpuppen“ sind ja unter dem ganz unsinnigen Namen „Ameiseneier“ im Volke wohlbekannt. Die ausgewachsenen Ameisen benutzen nun ihre eigenen Zungen, die Ameisenlarven, noch ehe sie sich verpuppt haben, als Webeschiffchen, um die Blätter, welche das Nest bilden sollen, miteinander zu weben. Die Arbeiterinnen, welche dem Nestbau obliegen, nehmen hierbei die Larven zwischen die Kiefer, wobei sie jedenfalls durch einen Druck auf die Drüsen das Auslaufen des Gespinnststoffes veranlassen, der sofort an einem Blatte hängen bleibt und nun nach einem anderen herübergezogen wird usw. Wie ergiebig aber solche Drüsen sind, geht aus einem Bericht des bekannten Zoologen Chun hervor, wonach bei den Larven der Decophylla-Ameisen sich vier sehr große den ganzen Körper durchziehende Schläuche vorfinden, die nach außen münden und in ihrem Innern beträchtliche Mengen Drüsenflüssigkeit beständig produzieren.

Ein Irrtum. Herr: „Hören Sie 'mal, Marie, der Kaffee ist ja heute viel stärker als gewöhnlich.“ — Köchin: „Ach, entschuldigen Sie, gnädiger Herr, da habe ich Ihnen wahrscheinlich meinen Kaffee 'reingebracht.“

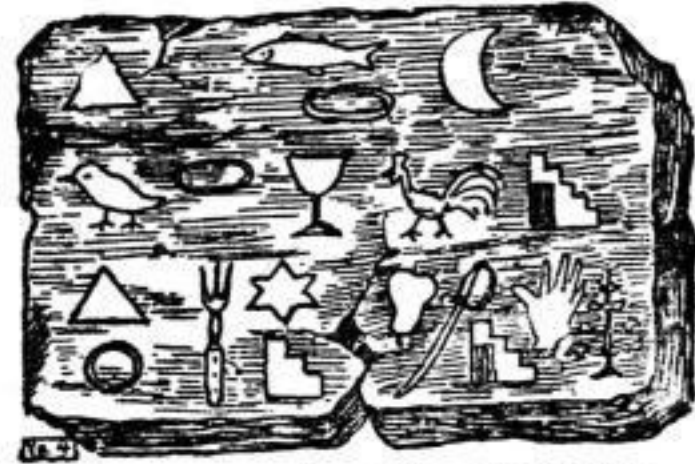
Aus Not. Verteidiger: „Daß mein Klient den Diebstahl nur aus Not beging, dürfte schon das zur Genüge dartun, daß er nur das wenige bare Geld nahm, welches in der Kommode war, während er die Brieftasche mit 6000 Mark Banknoten, die sich in unmittelbarer Nähe befand, unberührt ließ.“ — Richter: „Nun sagen Sie einmal, Angeklagter, warum weinen Sie denn?“ — Angeklagter (schluchzend): „Weil ich die Brieftasche nicht gesehen habe.“

Theaternöte. „Kommst du mit ins Theater?“ — „Gewiß, wenn's die Direktion gut bezahlt!“

Bettler (zu einer feingekleideten Dame, die ihm einen Pfennig gab): „Aber, Madameken, wer'n Sie denn det ooch entbehren können?“

### Rätsel. Ecce

#### Sieroglyphen



Es gelten nur die Anfangsbuchstaben.  
Die Vokale sind zu ergänzen.

#### Quadraträtsel

T	R	L	R	A	G	I	E	A
A	A	U	M	A	L	E	N	N
V	P	B	L	R	E	N	T	D

Obige Quadrate sind ohne die Reihenfolge zu verändern — so zu drehen, daß sie aneinander geschoben in den durchlaufenden drei waagerechten Reihen bedeuten 1. Hoher 2. egeriff; 2. Politische Einrichtung; 3. Europäisches Königreich.

#### Gleichklang

Sie kann auf der Straße man sehen,  
Verschieden klein und groß.  
Er pflegt mit uns zu gehen,  
Teilt treulich unser Los.

Auflösung des Wex erbildes in Nr. 42:  
Die Touristin befindet sich zwischen den beiden Baumstämmen.  
Man betrachte das Bild von oben.

Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 42:  
Männergefängerein.

Auflösung des Logogriffs in Nr. 42:  
Opfer, Pferd.

Auflösung des Magischen Quadrates in Nr. 42:  
R O B E  
O D E R  
B E I L  
E R L E

Auflösung des Buchstabenrätsels in Nr. 42:  
Bestirn, ge'ern.

Richtige Auflösungen sandten ein: Franz Mahlan,  
August Köhler Dresden; Joseph Abl'r, Nu-Dölschen.